



Nazwa instytucji

Książnica Cieszyńska

Tytuł jednostki/Tytuł publikacji

"Der Erwartete. Von Hans Ostwald"

Liczba stron oryginału

2

Liczba plików skanów

3

Liczba plików publikacji

3



Sygnatura/numer zespołu

TR 105.060

Data wydania oryginału

Ok. 1925

Projekt/Sponsor digitalizacji

Dofinansowano ze środków WPR Kultura+

Ministerstwo
Kultury
i Dziedzictwa
Narodowego



NARODOWY
INSTYTUT
AUDIOWIZUALNY

KULTURA+



Heuilleson.

Der Erwarte.

Von Hans Ostwald.

Krähen flattern krächzend über die letzten Häuser der Stadt. Ihr Flug geht taumelnd über den schmalen Fluß, der glatt und glänzend die kleinen, alten Gärten von den Wiesen trennt. Dann ziehen die Vögel wie schwarze Flecken über den erglühten Himmel. Jenseits der Wiesen fallen sie in die frisch aufgehende Saat.

In dem Garten, der sich von dem letzten Haus bei der Brücke bis zur grauen Chaussee zieht, steht eine alte Frau. Sie legt die rauhe, verarbeitete Hand vor die Augen und sieht den Weg hinab, über die Wiesen, die braunen Felder mit den grünen Saatstreifen. Der Weg ist leer. Unter den Pappeln geht niemand. Nichts bewegt sich. Auch die roten Wolken stehen still. Nur ganz hinten zerflattert ein Rauchband.

Die alte Frau blickt lange den Weg hinab. Sie zuckt nicht einmal mit den Wimpern.

Hier draußen ist es still. Nur alle zwei Stunden gehen einige Menschen vorbei nach dem Bahnhof, der am Ende der Pappelallee liegt.

Für die Fremden, die vom Bahnhof kommen und vielleicht glauben könnten, daß Randau ein Dorf ist, weil es nur eine Straße und mehrere Gassen hat, ist vor der Brücke ein großes weißes Schild aufgestellt, auf dem ausdrücklich zu lesen ist, daß der Ankommende jetzt in den Bezirk der Stadt Randau eintritt. Das Wort Stadt ist, damit es niemand übersehen kann, dreimal so hoch und viermal so stark gemalt als die übrigen Wörter. Dann aber hat Randau noch eines, wodurch es sich wesentlich von den Dörfern der Umgegend unterscheidet: eine Zuckerfabrik liegt hinter den Häusern. Ihre Schöte heben sich schlank und hell aus dem Gebüsch; sie überragen den grünen Kirchthurm um ein ganzes Stück.

In die feierliche Stille der ersten Häuser dringt von der Fabrik her ein großes Lärmen. Die Arbeit ist für diesen Tag zu Ende.

Die alte Frau scheint es nicht zu hören. Sie steht immer

noch unbeweglich auf dem Fleck zwischen den verblühenden Kesen und Georginen. Erst als auf dem holprigen Straßenpflaster schwere Tritte näher kommen, läßt sie die Hand sinken und dreht den Kopf nach dem alten Manne, der langsam heranschreitet. Er geht gebückt, doch will er sich noch immer gerade aufrichten. In seinem breiten Kopf mit den kleinen Augen und schmalen Lippen prägt sich das halb Herrische, halb Unterwürfige aus, das den meisten Vorarbeitern und Aufsehern eigen ist.

Er sagt nicht „Guten Abend“, als er an seiner Frau vorbei in das einstöckige Haus tritt, das neben der Tür nur zwei Fenster mit kleinen, grünlichen Scheiben hat. Die beiden Alten haben es in dem stillen Winkel verlernt, viel zu sprechen. Sie verstehen einander auch schweigend.

Sie folgt ihm in das Haus. Langsam gehen sie über den rotgeläuchten Ziegelfuß, in dem ein Schrank in die Wand eingemauert ist. Hinten, wo eine schmale, steile Stiege nach dem Giebelstübchen führt, steht ein hoher, brauner Kachelofen, dicht daneben ein Tisch, eine Wasserbank mit blankgeschuerten Holzeimern und ein offenes Küchenspind. Der Alte setzt sich zwischen Kachelofen und Tisch, während seine Frau eine kleine Milchglassampe anzündet.

Dann setzt sie sich ihm gegenüber auf eine Ecke der Wasserbank und legt die Hände auf der blauen, verschliffenen Schürze zusammen. Der Mann leuchtet noch etwas vom Gehen. Sie sitzt ganz bewegungslos. In dem matten Schein der Lampe, der in den gelben Messingreifen der Eimer und im Kupfergeschirr ausblitzt, erscheinen die beiden wie Geschwister. So ähneln sie einander. Und doch haben sie verschiedene Haarfarbe, verschiedene Körperformen. Nur die Gesichtszüge gleichen sich, jene Linien, die gleiche Erlebnisse, gemeinsame Kämpfe und Freuden eintragen; die wir bei allen Menschen finden, die miteinander leben.

„Wo ist denn der Jung?“ fragt der Mann.

Sie dreht die Handflächen nach außen: „Jo, hei is noch nich da.“

Der Mann blickt sie eine Weile fragend an. Ihr scheint es unter seinen Blicken heiß zu werden; sie fährt sich rasch mit der Hand über die Stirn und streicht die dünnen, aschblonden, graudurchwirkten Haare zurück. Mit schüchternen Stimme meint sie: „Soll ich di dat Essen tauredt maken?“

„Ne, ne, ne!“ antwortet er, gütig entsetzt. „Nu wart' man, bis dat der Jung do is.“

Sie sitzen sich noch ein Weilschen stumm gegenüber. Dann steht sie auf und sieht nach dem Essen. Hastig zieht sie die Töpfe aus dem Ofen und wirft rasch einige Kohlen auf das erlöschende Feuer.

Wieder sitzen sie schweigend. Plötzlich steht der Mann auf und geht hinaus. Sie folgt ihm.

Die Abendglut hat sich im fernen Westen zusammengezogen. Die Spitzen mehrerer Wolken, die sich von einem Busch über die Felder ziehen, brennen blutig. Ueber der frischen Saat wiegt sich ein feiner Nebel, der unmerklich, langsam wächst. Auch ihn durchzieht die letzte Rote, graurot kommt er über die Felder heran.

Die beiden Alten stehen und starren den Weg hinab, über dem sich der Nebel sammelt. Die Pappeln werden von dem Dunst eingehüllt.

Jetzt kommen Menschen aus der Stadt. Einige junge Mädchen, mehrere Bauern in hohen Stiefeln, Frauen in weiten, bunten Röcken.

„Nu kommt bald der Achterzug.“ sagt die Frau.

„Awerst, daß der Jung nich schonst um söß kinnen dhat . . . hei kunt schonst um vier, um twee hier sijn.“

„Jo, jo! Awerst, man weest man nix Genaues nich . . . Vielleicht hät hei nich glick de Messer un dat Handwerkstijg so fix kaufen können. Dat is doch man maanichmal so.“

„Ei wol!“

„Oder, wenn em man bloß nich een Unglück taufstooten is!“

„Ach, Quark! Hei is enn strammen Perle; hei is doch slint und behend.“

„Awerst, du weest doch, neilich, Bauer Anders sin Jung is ool in Berlin überfahr'n wor'n.“

„J, so rasch wird man nich immertau eens überfahr'n.“

Sie machen sich beide auf den Beeten zu schaffen. Der Alte untersucht die Kohlköpfe, ob sie auch schon groß und fest genug sind. Die Frau zieht Kunkelrüben aus, die an der mit Wein bezogenen Seitenwand des Hauses stehen.

Als sie mit einer Schürze voll grüner Blätter und bieder Rüben vorkommt, steht der Mann wieder am Rann und starrt

TR 105. 60

Heiligung ausgerüstet, die unerläßlich sein soll für den Himmel wie für sittliches Empfinden und menschliches Glück auf Erden! Also jetzt, wo nicht mehr bloße Ver-

den Weg hinab, auf dem die Gestalten der zum Bahnhof Gehenden nach und nach immer undeutlicher werden, immer mehr in den Nebel tauchen.

„Werner's un Böhles holen ihre Jungen ab . . .“

„Möcht'st woll ool nahn? Ne, dei Vengel kum' zur rechten Tied hier sün!“

„Awerst, wenn se'n nu noch nich von de Soldaten entlassen haben?“

Er lacht rauh, höhnisch: „He, du meinst man? Ne, dat ginv et nich. Wenn se von't Manöver kommen, wer'n se ool freil!“

„Jo, jo, awerst . . .“

„Ach wat. De Schlags, wer weest, wat hei dreibt?“

„Du denkst ool man immer glit das Schlechtste.“

„Jo, jo!“ Er nickt spöttisch. „Dat arme Mutterföhnlen! Dat is jo so gant! . . . Nu giv mi man min Essen.“

Er schlüßte in das Haus zurück. Sie folgt ihm gehorsam. Es ist ihnen gar nicht aufgefallen, daß sie in einer halben Stunde mehr gesprochen haben als sonst an einem Tage.

Drinne stellt sie Teller und Näpfe hin, mit sicherem Griff, den sie durch lange Übung bekommen hat. Dann zieht sie wieder die Töpfe aus dem Ofen und stellt sie auf den Tisch, nachdem sie Papier ausgebreitet hat.

„Wat hast denn?“

„Ja hew een Swinsbraten malt.“

Der Alte langt in den Topf und füllt sich Essen auf. Auch die Frau nimmt sich mit ängstlicher Miene, als der Mann sie fragend angesehen hat; doch nur einen Bissen steckt sie in den Mund. Er scheint zu quellen; sie bekommt ihn nicht hinunter.

Der Mann schimpft: „Wie Jeder is dat Tügl!“

Sie quälen sich noch mit dem Essen. Da tönt es von draußen:

„Ein jedes Ding hat seine Zeit,
Drei Jahr sind keine Ewigkeit.“

Drun, Brüder, stoß die Gläser an:
Es lebe der Reservemann!“

Die beiden Alten werfen die Gabeln hin und eilen hinaus. Es ist inzwischen fast ganz dunkel geworden. Nur ein leichtes Dämmern durchtattert noch die feuchte Abendluft. Auf dem Wege

aber nichts übrig, als dieses vorhin erwähnte Beispiel einer Organisation mit aller Ausbreitung nachzuahmen. Wir denken, daß solche Vorbilder wirklich den Trägten

ist eine dichte Masse zu sehen, die sich nähert. Heifere Kehlen singen:

Wer treu gebient hat seine Zeit,
Dem sei ein Lebehoch geweiht.

Dann kommt der Schwarm näher. Die Alte macht die Baumtür auf. Doch die Menschen ziehen alle vorbei. In der Mitte der Straße gehen einige junge Leute mit Soldatenmützen und Stöcken, an denen bunte Troddeln baumeln. Sie müssen sich gegenseitig stützen und halten, um nicht übereinander zu stolpern. Der Mann und die Frau sehen ihnen noch nach, als sie schon um die Biegung der Straße verschwunden sind und der Rärm ihres Singens und Lachens nach und nach verhallt.

Da geht in dem Schatten der gegenüberliegenden Häuser ein Mädchen vorbei. Wie es in den kleinen Städten und Dörfern Sitte ist, grüßt es herüber: „Abend ool!“

„Abend, Fising!“

Das klingt wie eine Aufforderung zum Näherkommen. Das Mädchen geht zu den Alten. Es ist ein breitstüftiges, verhärmtes Geschöpf, das die ganze Frische der häuslichen Arbeit aus seinem kräftigen Körper ausstrahlt. Die starke Brust und der gut ausgebildete Mittelteil treten bei dem enganliegenden Kleide deutlich hervor. Trotz ihrer ursprünglichen Verbeut hat sie doch die weichen Linien der freien Natur, die keine Stahlfangen und Schnürleiber braucht, um schön zu sein.

„Den' di nur eens,“ sagte die Alte, „dei Gustav is noch nich to Hus.“

Die Alte weiß nicht, ob der Mond, der hinter dem Kirchturm aufgeht, das Gesicht des Mädchens so bleich macht oder . . .

„Nu komm' man eens herin,“ meinte sie.

Die drei sitzen zusammen um den Tisch. Die Alten schweigen, doch das Mädchen plaudert unaufhörlich, unaufhörlich. Es lacht auch manchmal; dann fahren die Alten aus ihrem Sinnen auf. Aber trotzdem wächst in allen dreien das kalte, eisige Entsetzen auf, das wir spüren, wenn wir einen Lieben vergebens erwarten. Und allerlei schreckliche Bilder steigen auf. Und die Stimme des jungen Mädchens hört sich so hohl an, daß es einem grausen könnte . . .

Endlich schlägt es von der Kirche her zehnumal.

„Jetzt kommt dei Zehnhrzug,“ sagt der Mann leise. Das Mädchen hält sich in seinem Lachen ein. Alle drei gehen wieder

Vollmar:

Es ist mir der ehrenvolle und erwünschte Auftrag geworden, Sie im Namen der deutschen Sozialdemokratie herzlichst

hinaus. Nun ist es ganz finster draußen. Den Mond bedecken dichte Wolkenmassen. Von den Pappeln ist nur ein dunkler Schatten zu sehen; hinten leuchtet ein grünes Licht.

Bald darauf kommen schwankende Laternen an. Mehrere Wagen rattern vorüber. Ihr Lichtschein tanzt über die drei Wartenden hin, dann ist es wieder dunkel und still. Nach einem Weilschen aber hört man unsichere Schritte den Weg herabkommen. Die Frau geht ihnen entgegen: „Jetzt kommt hei! Jetzt kommt hei!“

Auf der Brücke stoß sie mit einem jungen Manne zusammen, der wie die Frühergekommenen eine Soldatenmütze und einen Stock trägt.

„O, Ihr seids, Karlmann?“

„Jawoll, id, der Karlmann.“ Er spricht mit der schweren Zunge der Betrunknen.

Sie sind zusammen an der Gartentür angelangt, wo der Alte und das Mädchen stehen.

„Awerst wo is denn uns' Gustav?“

„Gustav . . . Gustav?“ Der Reservist muß sich am Baum halten. Dann nimmt er einen langen Zug aus der Schnapsflasche, die ihm an der Seite hängt.

„Wie kann man so trinken?! Pfui, Karl!“ sagt das Mädchen.

„O, dat lernt man . . . dat lernt man! In der Kaserne haben wir gesoffen . . . id kann dir sagen.“

„Weest du nig nich von unsen Gustav?“ fragt der Alte scharf.

Der Reservist sieht ihn groß an; dann lacht er los: „Der Gustav . . . der Gustav . . . läßt ool . . . schön grüßen. Der . . . der will sich erst noch een paar Tage amüsieren in Berlin. Der hat da . . . so'n kesses Mäden. Sie haben ihm ja Geld geschickt . . . zu . . . zu Werkzeug. Dat jiebt 'n paar lustige Dage!“ Er krümmt sich vor Lachen.

Die drei sehen ihn starr an. Das Mädchen saßt sich nach dem Halse und beißt die Zähne in die Lippen. Der Mann läßt den Kopf sinken. Nur die Alte sagt wimmernd: „Und du wolltest 'n ool mit Gewalt bei de Soldaten hewwen . . . damit hei en Schliff kregat. Nu hewwen se 'n mi verdorben! Nu hewwen se 'n mi verdorben!“